

Verena Winkelmann

Betrachtet man deine fotografischen Arbeiten der letzten Jahre so vereint sie ein forschender und gleichsam intimer Blick. Die Sujets, denen du dich widmest aber könnten unterschiedlicher nicht sein. Wie findest du zu den Themen, um die sich deine fotografischen Arbeiten drehen?

Ich fange einfach mal mit der Arbeit *Fathers* an. Da war es so, dass ich gerade selber ein Kind bekommen hatte, und da bin ich in solche Kindertreffs Norwegen gegangen, also solche Spieltreffs für Kinder bevor sie in den Kindergarten kommen. Und da habe ich besonders die Väter beobachtet, weil es nun mal sehr viele Väter waren, die den Kinderwagen da reingeschoben haben. Und so kam das Thema tatsächlich aus der Situation in der mich befand auf mich zu. Ich habe dann einfach gefragt, kann ich dich fotografieren? Und nachdem ich da so eng, auch an mich rangegangen bin, musste ich erstmal ganz weit weg von mir. Dann kam das Gefängnisprojekt. Über drei Jahre bin ich regelmäßig mit dem Zug nach Mittelnorwegen gefahren, um dort im Gefängnis zu fotografieren, also in einer ganz anderen Enge, eine die weit weg war von mir. Es ist das Menschliche, was mich da interessiert, deswegen mache ich das. Aber auch das Körperliche ist für mich besonders wichtig, in Hinblick darauf, wie so ein Subjekt oder Objekt, einen Bildrahmen füllen kann, oder sich dazu verhält. Im Anschluss kam wieder ein Projekt, dass sehr nah war. Du merkst also, diese Wechsel von nah und fern sind wichtig für mich. Ich habe dann angefangen das Gemüse im Acker hinter unserem Haus zu fotografieren. Wobei das auch mit einem Fernblick über das ganze Tal angefangen hat. Fast ein halbes Jahr lang habe ich nur in die Ferne fotografiert, erst dann konnte ich näher rangehen, und dann kam das Gemüse auf mich zu. Da ist unglaublich wenig Kopf dabei. Ich bin wirklich überhaupt keine konzeptuelle Künstlerin. Ich wäre es gerne, aber ich schaffe es nicht. Ich versuche Dinge und Menschen mit meiner Menschlichkeit zu verstehen, möchte verstehen wie die Mentalität der Leute ist. Ich will beim Gefängnis einfach auch wissen, wie ist es dort zu sein. Wie ist es eingesperrt zu sein. Man denkt, die werden völlig isoliert. Stimmt auch. Aber die meisten waren auch vorher isoliert, weil sie Außenseiter waren und sind. Sowieso schon aus der Gesellschaft raus, müssen sie dann noch weiter raus. Das ist so eine Erkenntnis, die kommt während des Arbeitens, während des Forschens. Für mich als Fotografin ist es unglaublich interessant, dem gegenüber zu stehen. Für mein nächstes Projekt habe ich gerade ein Paket mit Büchern und Texten über meine Arbeit an das Krankenhaus in Skien geschickt. Ich möchte in das Krankenhaus rein. Was mich in diesem Fall besonders interessiert sind die Hände. Was machen die Hände der Krankenschwestern und der Patienten, was geht da eigentlich ab? Nicht mit kritischem Blick, sondern aus dem Interesse heraus, wie das funktioniert.

Ich kann mir vorstellen, dass die Beziehung zum Subjekt und seiner Umgebung, die du in deinen Bildern herstellst nur über Vertrauen entstehen kann. Welche Rolle spielt Kommunikation in diesem Prozess?

Ich rede beim Fotografieren wirklich über alles. In Norwegen gab es so einen ganz guten Typen, der vor ein paar Jahren gestorben ist, das war so ein Heiler, jemand der mit seinen Händen Menschen heilt. Unheilbar kranke Kinder, die von den Ärzten schon aufgegeben wurden. Das war ein ganz toller, ganz warmer Mensch. Jedenfalls hat der auch während dieser Heilvorgänge mit den Kindern gesprochen: Erzähl doch mal, wie ist es so in der Schule? Wie geht es dir da so, was macht ihr da so? Und die haben dann einfach geantwortet. Natürlich hat er das gemacht, weil er nur so seine Hände auflegen konnte. Den Kindern ist das dann gar nicht mehr aufgefallen. Und so ist es beim Fotografieren auch. Wenn ich viel erzähle und frage, wirke ich viel mehr wie ein Mensch der im Gespräch ist, als jemand der heimlich fotografiert. Ich arbeite mit der Nikon, also immer mit dem Auge am Sucher, die Kamera vor dem Gesicht, man sieht mich nicht, wenn ich fotografiere. Trotzdem bleibe ich dabei ein menschliches Gegenüber. Das ist mir unheimlich wichtig.

In deiner letzten Arbeit hast du nun aber Gemüse portraitiert, keine Menschen. Man erkennt in diesen Früchten Hinweise auf liebevolle Kultivierung und damit einhergehend eine Ästhetik der Zuwendung. Somit ist der Mensch nur durch Spuren seiner ästhetischen Praxis im Bild.

Das stimmt, ich habe aber für die Publikation einen Text geschrieben, der heißt *Into the Earth*, und da beschreibe ich die Arbeit dieser 75-jährigen Bäuerin, meinen Respekt vor ihr. Wenn sie mit mir redet, merke ich, wie wenig ich weiß, von dem was sie weiß. So ähnlich wie wenn ich mit Menschen über Kunst rede, die nichts über Kunst wissen. Die verstehen das ja auch nicht und fühlen sich dann doof dabei, so wie ich mich fühle, wenn ich mit der Bäuerin rede. Aber wenn sie über Jahre mit schlechten Ernteerträgen spricht, kenne ich das genauso aus der Kunst. Da gibt es auch Jahre ohne Ergebnisse, aus irgendwelchen Gründen. Womit ich mich darüber hinaus verbunden fühle, ist die Leidenschaft, die Art und Weise, wie jede einzelne Pflanze angeguckt, wie sie jedes einzelne Unkraut anguckt und eventuell entfernt. Das ist fast eine skulpturale Arbeit. Irgendwie habe ich auch die künstlerische Arbeit der Bäuerin dokumentiert. In diesem Fall bin ich vielleicht gar nicht die Künstlerin, sondern sie. Was uns gemeinsam ist, ist der Blick als Kunst. Im Text beschreibe ich auch, dass es sich anfühlt wie der Besuch eines Heiligtums, wenn man nachts in ihrem Acker steht. Es ist ein Gefühl der Autonomie, was damit einhergeht. Frei von allem zu sein.

Beides entzieht sich gewissermaßen der Entfremdung durch Arbeit, und damit auch der Fragmentierung des Lebens in verschiedene Bereiche. Viel Menschen würden in der finanziellen Unsicherheit, die damit leider einhergeht eine Beschneidung ihrer Freiheit erkennen. Wie siehst du das?

Ich finde ja Künstler sollten in allen Bereichen des Lebens aktiv sein, diese Freude an Ästhetik vermitteln, die ja ein Ausweg aus dem Schlamassel des Lebens sein kann. Und so begreife ich auch die Arbeit der Bäuerin, die aber wiederum das Ganze nicht als Arbeit versteht. Sie arbeitet quasi

umsonst, hat da ihren kleinen Laden, in dem sie ihr Gemüse verkauft, aber verdient damit so gut wie nichts. Ich mache das auch, ich arbeite unglaublich viele Stunden ohne Geld, weil ich auch einfach gar nicht anders kann und nicht anders will. Und ich glaube, dass ist auch eine Idee für die Zukunft, dass alle Menschen so einen Bereich für sich finden, in dem sie die Arbeit als Befreiung empfinden. Dass man sich einfach wohlfühlt mit seiner Arbeit.

Geht es, wenn du im Gefängnis oder im Krankenhaus fotografierst wirklich so sehr, um das Wohlfühlen, ist das nicht auch sehr belastend?

Was das Gefängnis angeht, fand ich das eher im Nachhinein ein bisschen heikel. Ich hatte irgendwie nicht mitbedacht, dass diese Menschen irgendwann auch wieder frei sind. Und da hatte ich hin und wieder Nachrichten und Meldungen im Briefkasten. Nichts wirklich Schlimmes, die wollten mich jetzt nicht anmachen oder so... aber trotzdem. Zum Glück war das Gefängnis weit weg, in Trondheim und die Insassen kamen fast alle aus Nordnorwegen und gingen auch nach der Freilassung wieder zurück in den Norden. Sie waren also weit weg, trotzdem war das für mich grenzwertig. Ich will mich nicht nur während Arbeit wohlfühlen, sondern auch danach. Es ist einfach eine heikle Sache, denn man hat so viel Macht, das ist mir dabei klar geworden. Ich habe die Arbeit dann sehr runtergedimmt, habe viele Portraits wieder rausgenommen. Man hat einfach eine sehr große moralische Verantwortung, dass darf man nicht vergessen. Dass würde ich auch nicht noch einmal machen. Wenn ich jetzt ins Krankenhaus gehen, gibt es da einen Medienbeauftragten mit dem ich ganz genau besprechen muss, wie ich mir das so denke. Manchmal finde ich es gut, wenn ein anderer die Grenzen setzt. Ich würde die dann niemals übertreten, da hätte ich zu viel Schiss. Fotografie ist so brutal, so direkt. Malerei ist ganz anders, ich beneide ich das. Wenn ich mir es aussuchen könnte, wäre ich lieber Zeichnerin.

Du hast in Leipzig Fotografie studiert. Nach dem Diplom bist du dann aber sofort wieder nach Norwegen gegangen.

Nach dem Studium, nach den 6 Jahren musste ich gleich zurück, ich musste Geld verdienen, hier ging das ja damals gar nicht. 6 Euro die Stunde. Ich hatte einen riesigen Studienkredit abzubezahlen, und da hätte ich in Leipzig nicht überleben können. Das war 2003 und auch erstmal ein Bruch mit Leipzig. Dann irgendwann habe ich wieder Kontakt gesucht, und Katharina Immekus mit der ich mich immer sehr gut verstanden hatte, hat mich dann überzeugt mich bei der B2 zu bewerben.

Seit Corona hat sich ja auch in der B2 einiges geändert. Es gibt für dich, und natürlich auch andere, jetzt die Möglichkeit digital an Treffen teilzunehmen und sich, auch aus der Ferne, ganz anders einzubringen. Findest du das gut, oder war es auch ganz bequem, weit weg zu sein?

Man könnte auch sagen, dass es vor der Pandemie fast gar keine Treffen gab. Beziehungsweise kam das erst mit Johannes. Vorher gab es diese Form von Community in der Galerie gar nicht. Ich finde es natürlich super, aber auch anstrengend sich digital zu treffen. Man hat eine ganz andere Form von

Präsenz, muss meiner Meinung nach noch fitter sein, als wenn man gemeinsam in einem Raum sitzt. Man fühlt sich schnell doof, wenn man was sagt. Aber generell finde ich das absolut gut, dass ich die Möglichkeit habe. Für mich ist es einfach auch sehr interessant, weil ich in Norwegen lebe und dadurch Einsicht bekomme, wie es jetzt ist als Künstler in Deutschland zu leben. Das ist für mich unheimlich wertvoll. Der Unterschied ist riesig, ich finde zum Beispiel, dass die deutschen Künstler wesentlich besser über ihre Arbeit, oder Kunst im Allgemeinen sprechen können. In Norwegen hingegen gibt es wahnsinnig viel Geld, viel Kunstförderung. Der Austausch mit Künstlern in Leipzig ist insofern für mich auch immer ein Realitycheck. Das soziale ist ein sehr wichtiger Aspekt dabei für mich. Es geht mir gar nicht groß um Karriere, wir setzten uns ja auch nicht mit Marktstrategien auseinander, wobei ich schon das Gefühl habe, der Druck ist ein bisschen größer geworden. Mir wurde zum Beispiel angetragen mal ein paar Wände zu streichen, oder mit den Bildern in den Raum zu gehen. Aber ich will das nicht, nicht unbedingt. Ich will das man der Fotografie so direkt wie möglich ausgesetzt ist. Wenn die Bilder gut sind, dann fragt man sich nicht, wieso die einfach nur an der weißen Wand hängen. Ich will die Leute auch erreichen, und will das das Bild ein Gegenüber hat.